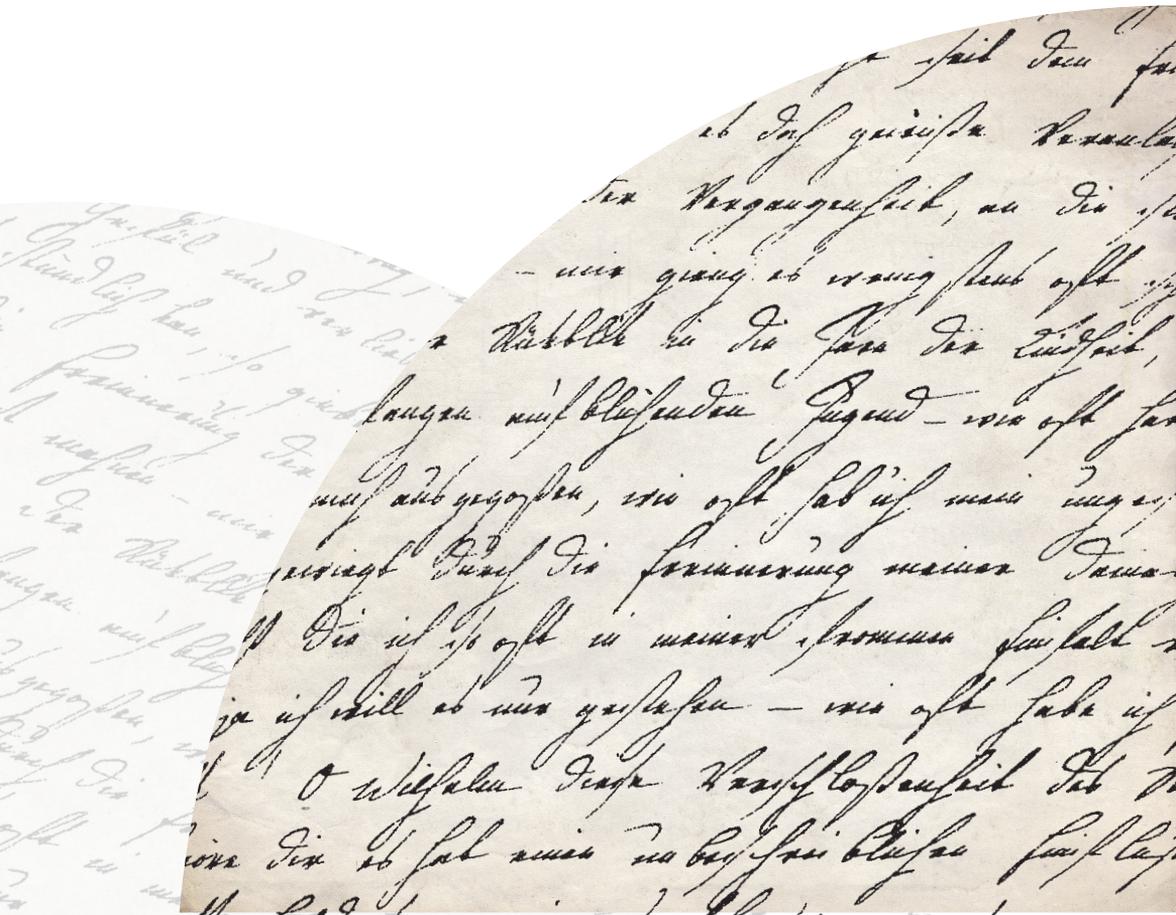




humboldt chancengleich.  
fokus frau.

## Caroline-von-Humboldt-Preis 2010

Die Festreden



# Impressum

## Herausgeberin

Dr. Ursula Fuhrich-Grubert  
Zentrale Frauenbeauftragte  
Humboldt-Universität zu Berlin  
frauenbeauftragte@hu-berlin.de  
[frauenbeauftragte.hu-berlin.de](mailto:frauenbeauftragte.hu-berlin.de)

## Redaktion

Veronika Springmann

## Gestaltung

Grundentwurf: unciom-berlin.de  
Layout & Satz: Nina Blasse

## Fotos

Titelbild: Handschrift von Caroline von Humboldt.

## Druck

LASERLINE Digitales Druckzentrum Bucec & Co. Berlin KG.

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung. Nachdruck nach vorheriger Absprache möglich. Alle Artikel geben die Meinung der jeweiligen Autorin bzw. des jeweiligen Autors wieder.



# Grußwort

Der Caroline-von-Humboldt-Preis wurde im Rahmen der Feierlichkeiten des 200-jährigen Jubiläums der Humboldt-Universität zu Berlin am 13. Oktober 2010 zum ersten Mal an eine exzellente Nachwuchswissenschaftlerin verliehen. Dieser Preis will als wichtiger Beitrag zur Förderung von Wissenschaftlerinnen und damit zur Umsetzung der Gleichstellung von Frauen und Männern verstanden werden - einem bedeutenden Anliegen unserer Universität.

Preise benötigen einen Namen und werden fast immer nach einer Person benannt. Dass dieser Preis nach einer Frau benannt werden sollte, die in enger Verbindung zur Humboldt-Universität steht, erschien selbstverständlich. Benannt wurde der Preis schließlich nach Caroline von Humboldt, der Ehefrau Wilhelm von Humboldts.

Gerade mit Blick auf das Thema Gleichstellung ist immer wieder die Rede davon, dass Frauen in der Wissenschaft *role models* benötigen. Der Begriff des *role model* geht zurück auf den Soziologen Robert K. Merton, der damit Personen beschrieb, die als Orientierung, als Vorbild dienen. Diesen Aspekt unterstreichen wir im Zukunftskonzept der Humboldt-Universität und betonen mit unserem Motto „Bildung durch Wissenschaft“, die Relevanz von Persönlichkeit, Offenheit und Orientierung.

Welche Erwartungen werden nun an eine Person gestellt, nach der ein Preis benannt wird? Sie soll sicherlich keine Identifikationsfigur sein, sondern eine Persönlichkeit, mit der man sich im besten wissenschaftlichen Sinne kritisch auseinandersetzt. Caroline von Humboldt fordert diese kritische Auseinandersetzung heraus.

Sie hat zu einer Zeit gelebt, in der es Frauen nicht möglich war, an einer Universität zu studieren, auch nicht an der 1810 neu gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität. Dennoch haben sich Frauen und eben auch Caroline von Humboldt an Debatten ihrer Zeit beteiligt. Sie diskutierten über die Probleme ihrer Gegenwart mündlich wie schriftlich und partizipierten damit am wissenschaftlichen und politischen Leben.

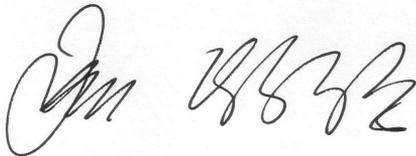
Nach den napoleonischen Kriegen entstand in Preußen ein neues Nationalbewusstsein, das auch antisemitische Tendenzen beförderte. Wilhelm von

Humboldt setzte sich wie Karl August von Hardenberg für die rechtliche Gleichstellung von Juden und Christen ein. Caroline von Humboldt nahm hier auch andere Positionen ein. Aber wir wissen viel zu wenig über diese Frau, um dies abschließend bewerten zu können. Daher bin ich sehr zufrieden, dass - angeregt durch die erste Preisverleihung - im Juni dieses Jahres ein Workshop an unserer Universität stattfindet, der sich intensiv mit der Vita von Caroline von Humboldt beschäftigen wird.

Abschließend möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass der *homo academicus*, und hier sind sowohl Männer wie auch Frauen gemeint, stets die Offenheit besitzen wird, sich immer wieder kritisch mit Vorbildern, mit *role models* auseinander zu setzen.

In diesem Sinne möchte ich den Leserinnen und Lesern dieser Broschüre eine anregende Lektüre wünschen.

Ihr

A handwritten signature in black ink, consisting of a stylized 'JH' followed by a series of loops and flourishes.

Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz

# Austausch und Wissenstransfer

Ist die Chancengleichheit für Frauen und Männer nicht längst erreicht, lautet eine Frage, die mir oft gestellt wird. Dass ich diese Frage mit „nein“ beantwortete, liegt nicht nur an meinem Amt als zentrale Frauenbeauftragte der Humboldt-Universität zu Berlin. Allein ein schnöder Blick auf die Zahlen genügt: Der Anteil von Frauen auf ordentlichen Professuren beträgt lediglich 17% deutschlandweit und 19% an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Dass Frauen heute aktiv gefördert werden, hängt stark mit der Einsicht zusammen, dass Wissenschaft wie andere gesellschaftliche Bereiche auch, Vielfalt braucht. Eine produktive und prosperierende Wissenschaft benötigt kulturellen Austausch und Wissenstransfer. Die Beiträge dieser Broschüre, die auf die Preisverleihung am 13. Oktober 2010 zurückgehen, zeigen, dass Austausch und Transfer zwischen den Generationen und den Geschlechtern sowie über nationale wie kulturelle Grenzen hinweg stattfindet.

Die Preisträgerin des Caroline-von-Humboldt-Preises, Anne Baillot, arbeitet zu *Intellektuellennetzwerken im 19. Jahrhundert*. Gerade das Neubeginnen des akademischen Leben in Berlin war ohne diesen Transfer und Austausch nicht denkbar. Dazu gehörten nicht zuletzt die Mittler zwischen den Kulturen Frankreichs und Preußens - wie der Hugenottennachkomme Louis de Beausobre, dessen Spuren Anne Baillot in ihrem Beitrag folgt.

Während Männer wie Beausobre am institutionellen akademischen Leben problemlos teilnehmen konnten, waren Frauen davon ausgeschlossen. Der Zugang zu Akademie wie Universität war ihnen verwehrt. Das bedeutet jedoch nicht, dass sie sich nicht intensiv an den Debatten ihrer Zeit beteiligt hätten. Berühmte Beispiele sind hier Rahel Levin Varnhagen oder auch Henriette Hertz.

Caroline von Humboldt war an diesen Diskussionen auch beteiligt. Barbara Hahn, Professorin an der Vanderbilt University (Nashville/Tennessee) und Ehrengast der Preisverleihung, wirft einen kritischen Blick auf die Ehefrau Wilhelm von Humboldts. Wie sehr Caroline tatsächlich das eigenständige unabhängige Denken gepflegt hat, ist eine Frage, die sich gerade mit Blick auf ihre antijüdischen Äußerungen stellt. An diesen Beitrag anknüpfend stellt sich für unsere Zeit die Frage, was eine Wissenschaftlerin ausmacht. Sicher

ist es zunächst der Wunsch, zu forschen, Neues zu entdecken und das erworbene Wissen mitzuteilen. Um aber in die Situation zu gelangen, als Frau Forschung und Lehre vereinigen zu können, also Wissenschaftlerin zu werden und zu sein, bedarf es auch heute noch nicht nur eines langen Atems, sondern auch einer gezielten Förderung und eines umfangreichen Netzwerkes.

Die norwegische Top-Managerin Silvija Seres, ebenfalls Ehrengast bei der Preisverleihung, betont in ihrem Beitrag dezidiert, wie wichtig verschiedene Förderinstrumente sind, um die Chancengleichheit von Frauen und Männern zu erreichen: sei es in Form der Quote wie in Norwegen oder durch entschiedene und gezielte Maßnahmen, wie sie zunehmend an der Humboldt-Universität etabliert werden. Und hier denke ich gerade auch an den Caroline-von-Humboldt-Preis!

Frauen sind nicht mehr wie im 19. Jahrhundert von der Wissenschaft institutionell ausgeschlossen. Dass sie aber wie ihre männlichen Kollegen in den Spitzenpositionen an der Hochschule vertreten sind, ist noch keine selbstverständliche Gewissheit. Dazu soll der Caroline-von-Humboldt-Preis beitragen.

Ihre

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Ursula Fuhrich-Grubert', written in a cursive style.

Dr. Ursula Fuhrich-Grubert



# In wessen Namen?

## Zur Verleihung eines “Caroline-von-Humboldt-Preises” für Nachwuchswissenschaftlerinnen

*Barbara Hahn ist Distinguished Professor of German an der Vanderbilt University und eine ausgewiesene Expertin für gelehrte Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. 2008 erhielt sie ein Guggenheim Fellowship und 2010 den Margherita-von-Brentano-Preis der Freien Universität Berlin.*

Ein Preis für junge Wissenschaftlerinnen. Davon kann es nicht genug geben, gerade in einem Land, in dem Frauen an der Universität zwar nicht mehr ganz so selten sind wie der sprichwörtliche schwarze Schwan. Doch verglichen mit anderen Ländern ist der Frauenanteil an den höchsten Positionen immer noch beschämend niedrig. Ein Preis für junge Wissenschaftlerinnen, eine Ermutigung, an der Universität zu arbeiten. Diesen Preis nach Caroline von Humboldt zu benennen, ist überraschend, um es vorsichtig zu formulieren. Zu den „usual suspects“ für eine solche Auszeichnung gehört sie sicher nicht.

Kann Caroline von Humboldt als Vorbild für junge Wissenschaftlerinnen gelten? Was hat sie getan, was hat sie hinterlassen? Vor allem in ihren römischen Jahren hat sie Künstler gefördert und Kunst gesammelt. Die Berliner Museen haben ihr wohl einiges zu verdanken, wobei das, so weit ich sehe, nie recht dokumentiert wurde. Doch heute wird kein Preis an eine Frau vergeben, die sich als Kunstsammlerin oder als Mäzenin hervorgetan hat. Und auch kein Preis für vorbildliche gesellige Aktivitäten – wobei ein solcher Preis eine *contradictio in adjecto* wäre. Aus vielen Briefen wissen wir, dass Caroline von Humboldt in Paris und später in Rom ein offenes Haus führte. In Berlin hat sie das nicht mehr getan; in den letzten zehn, fünfzehn Jahren ihres Lebens war sie wohl zu krank, um regelmäßig Gäste zu empfangen.

Heute wird eine Wissenschaftlerin geehrt, und Wissenschaftler sind – in unseren Fächern – Menschen, die forschen, schreiben, also etwas Schriftliches produzieren – und hinterlassen. Was hat Caroline von Humboldt hinterlassen? Einen großen Briefwechsel, den mit ihrem Mann, Wilhelm von Humboldt. Anna von Sydow, eine Enkeltochter, hat ihn in sieben Bänden herausgegeben, gekürzt und äußerst mager kommentiert.<sup>1</sup> Um 1900 erschienen die

---

<sup>1</sup> *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, hg. von Anna von Sydow, Berlin 1907.

Briefe an Alexander von Rennenkampf, einen baltischen Schriftsteller und Kunstsammler; 1936 der mit Friedrich Gottlieb Welcker, dem Philologen und Archäologen.<sup>2</sup> Eine neuere Edition kündigt den Briefwechsel mit dem Bildhauer Christian Daniel Rauch an.<sup>3</sup> Doch könnte der Band enttäuschender nicht sein. Nicht mal eine Hand voll Briefe der Caroline von Humboldt. Offenbar tat Rauch – trotz seiner emphatischen Adressierungen an die „theuereste, beste gnädige Frau“ – genau das, was die meisten Männer damals taten: sie bewahrten die Briefe der Frauen nicht auf. Erhalten sind weiter ein paar Briefe an den Grafen Schlabrendorff, den sie in den 1790er Jahren in Paris kennen gelernt hatte. Und - die Briefe an Rahel Levin und Karl August Varnhagen von Ense.<sup>4</sup> Nicht viel. Es gab sicher viel, viel mehr. Mit anderen Worten: Caroline von Humboldt hat das Briefeschreiben nicht als gemeinsames Nachdenken angesehen, das an die Nachwelt adressiert werden kann. Im Unterschied zu denen vieler ihrer Zeitgenossinnen sind ihre Briefwechsel keine Projekte des dialogischen Denkens über die Fragen der Zeit. Was überliefert wurde und was nicht, ist daher durchaus nicht dem Zufall geschuldet. Caroline von Humboldt bewahrte die Briefe auf, die sie von kunstverständigen Männern bekam. Verloren sind dagegen die Briefe von Rahel Levin und Henriette Herz, und auch die von Wilhelm von Burgsdorff, den sie liebte. Nicht einmal die Briefe ihrer engsten Freundinnen, den Wolzogen-Schwestern, sind erhalten. Die jüngere, Charlotte, war bekanntlich mit Friedrich Schiller verheiratet.

Und was ist mit ihren wenigen schriftstellerischen Versuchen? Irgendwo hatte ich gelesen, dass Caroline von Humboldt auf ihrer Spanienreise für Goethe Bildbeschreibungen aus dem Prado angefertigt habe. Die, so dachte ich, müssten doch leicht zu finden sein. Waren sie aber nicht. In einem im letzten Jahr erschienenen Buch zu Wilhelm und Caroline von Humboldt wird man vergeblich nach einer bibliographischen Angabe suchen.<sup>5</sup> Nach ausgiebigen Googleleien stellte sich heraus, dass Goethe diese Aufzeichnungen in den Propylaen veröffentlichen wollte. Doch da dieser Zeitschrift nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, kam es nicht dazu. Erst Jahre später, 1809,

<sup>2</sup> Albrecht Stauffer, *Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampf nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang*, Berlin 1904.

<sup>3</sup> *Caroline von Humboldt und Christian Daniel Rauch. Ein Briefwechsel 1811-1828*, hg. und kommentiert von Jutta von Simson, Berlin 1999.

<sup>4</sup> *Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen*, hg. von Albert Leitzmann, Weimar 1896.

<sup>5</sup> Hazel Rosenstrauch, *Wahlverwandt und ebenbürtig: Caroline und Wilhelm von Humboldt*, Frankfurt/Main 2009.

um genau zu sein, wurden zwei Seiten unter dem Titel „Rafaels Gemälde in Spanien“ in der Jenaischen Literaturzeitung publiziert. Und – einmal nachgedruckt, in einem sehr schönen Buch mit dem Titel *Meine süße Augenweide. Dichter über Maler und Malerei*, das der Verlag *Der Morgen* noch zu DDR-Zeiten herausbrachte.<sup>6</sup> Da war Caroline von Humboldt denn – wenigstens für einen kurzen Moment – zur Dichterin avanciert.

Das ist alles. Mehr ist von Caroline von Humboldts Schreiben nicht übriggeblieben. Nun könnte man einwenden, dass das beginnende 19. Jahrhundert nicht gerade eine rosige Zeit für Frauen war, die nicht schriftstellerisch, sondern eher theoretisch arbeiteten. Doch gab es diese Frauen. Gemessen an den Umständen, sogar recht viele. Mit einigen war Caroline von Humboldt in ihrer Jugend befreundet. Es ist wohl kein Zufall, dass ihre Briefe an Rahel Levin aus den 1790er Jahren noch am ehesten einem intellektuellen Projekt ähneln. Hier wird debattiert und nicht nur berichtet. Im damals recht unüblichen „DU“. Nach dem Wiener Kongress brüskierte Caroline von Humboldt die frühere Freundin – und sprach sie mit „Sie“ an.<sup>7</sup> Der moderne Antisemitismus griff um sich.

Zur modernen Universität hat sich Caroline von Humboldt nicht explizit geäußert. Auffallend ist, dass sie sich in ihren Berliner Jahren, in denen sie in nächster Nachbarschaft zu dieser Institution lebte, von den intellektuellen Frauen fernhielt, die recht schnell merkten, wie sehr die neue Universität ihre Lage nicht etwa verbesserte, sondern dramatisch verschlechterte. Die erste Kritik ließ nicht lange auf sich warten. Rahel Levin Varnhagen formulierte sie Wilhelm von Humboldt gegenüber im Sommer 1809:

---

6 Wolfgang Tenzler, *Meine süße Augenweide. Dichter über Maler und Malerei*, Berlin 1978.

7 Am 2. Februar 1799 schrieb Caroline von Humboldt aus Paris: „O, meine Seele, verzeih mir, dass ich dich Du nenne, aber ich mußte, es trieb mein Herz, und du allein, ich fühl' es immer inniger, begegnest meiner glühenden Seele.“ *Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel*, 2 Bde., hg. von Karl August Varnhagen von Ense, Berlin 1836, Bd. 1, 146. Als die Frauen sich im September 1816 in Frankfurt am Main wiedersahen, wechselte Caroline von Humboldt die Anrede: „mich Sie anstatt du nennend. Mich nach nichts, nach keiner Vergangenheit nach keinem Evenement fragend. Ich nahm es hin, als das Letzte was mir in der Art begegnen kann“, so Rahel Levin am 2.12.1816 an Pauline Wiesel; Rahel Levin Varnhagen, *Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hg. von Barbara Hahn unter Mitarbeit von Birgit Bosold, München 1997, 167. Mit dem Wechsel ins formelle „Sie“ schläft die Korrespondenz ein; in den 1820er Jahren lebten die Frauen in Berlin, doch hat sich die Freundschaft nicht wieder erneuert.

„Ewig wird es in Ihrer Menschen-Kunde und Jagd, und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen so übergehen konnten; von Äußerlichkeiten wie von kleinen Wällen und Thürmchen zurückgeführt, weit weg, zu leeren flachen Gebäuden in nachahmenden Umriß der gewöhnlichen Regelmäßigkeit! ...Welch Studium hätten wir miteinander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können: welche Rechenschaft hätten Sie von mir einholen können! Schämen Sie sich, Sie fleißiger schlechter Forscher!“<sup>8</sup>

Während Rahel Levin an die ausgeschlagene Möglichkeit erinnert, dass ein Mann und eine Frau zusammen ganz neue Gedankenwelten entdecken könnten, entwickelte Humboldt die Richtlinien der modernen Universität, an der Juden und Frauen nichts zu suchen haben. Er schlägt damit aus, an den Problemen weiterzudenken, die die beiden Korrespondenten beschäftigt hatten: Wie ist die moderne Welt eingerichtet? Welche Widersprüche, welche Aporien liegen ihr zugrunde? Rahel Levins Brief, den sie als „Repräsentant eines plauderhaften, vertraulichen, altberlinischen Abends“ bezeichnet, ist eine Einladung zu ungeschütztem Denken, die Humboldt nicht annimmt. An die Stelle dieser Abende tritt nun die reglementierende Ordnung einer Institution.

Die Folgen dieser Spaltung sind bald zu spüren. Plötzlich sind die Welten von Frauen und Männern, von Christen und Juden ganz anders voneinander getrennt als vorher. Man trifft sich nicht mehr so einfach zum Tee, um über Gott und die Welt zu debattieren. Die Männer – christliche Männer – delegieren die Fragen, die ihrer Welt zugrunde liegen, an die Universität. Sie erörtern sie nicht mehr mit denen, die gar nicht anders konnten, als an ihnen herumzudenken: Frauen, und unter ihnen viele jüdische Frauen. Spöttisch und manchmal auch bitter schreiben sie, die Männer hätten keine Zeit mehr, sie zu besuchen und mit ihnen zu sprechen: die Begründung: sie müssen „in die Vorlesung“!<sup>9</sup>

Berlins klugen Frauen fiel damals einiges ein, um dieser Verarmung entgegenzuarbeiten. Sie schufen sich ihre eigenen „Universitäten“, lasen und

---

8 *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.* Nach dem Manuskript der Sammlung Varnhagen hg. von Barbara Hahn, 6 Bde, Göttingen 2011, Bd. 2, 130-31.

9 Diese Umstrukturierung beschreibe ich genauer in: Berliner 'Salons' in der Zeit der Restauration, in: *Die Musikveranstaltungen bei den Mendelssohns – ein musikalischer Salon?* hg. von Hans-Peter Klein, Leipzig 2006, 9-16.

debattierten zusammen. Gerade auch Texte, die durchaus nicht für sie vorgesehen waren: Staatstheorie, Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß und so weiter. Sie lasen sie in einer Vielfalt von Konstellationen: allein, Briefe schreibend, im Gespräch zu zweit, im Gespräch zu mehreren. Gespräche und Briefe, die nicht nur gesammelt, sondern veröffentlicht wurden, zeugen von einem dialogischen Denken, an dem Männer weniger und weniger teilhaben. Sie lernten dieses Denken nicht mehr in den sogenannten Salons; sie wurden an der Universität sozialisiert – als Zuhörer. Dort redet einer, indem er vorliest, und alle anderen schreiben mit. Friedrich Nietzsche hat diese „Bildungsmaschine“, wie er sie nennt, später in aller Schärfe kritisiert.<sup>10</sup>

Damals, 1810 in Berlin, gingen Wege auseinander. Die Humboldt'sche Universität hat wie kein anderer moderner Universitätstypus auf Ausschlüsse gebaut. Die Folgen sehen wir noch heute. Türkische Mathematikerinnen oder polnische Historikerinnen, israelische Physiker oder afrikanische Literaturwissenschaftler wird man wohl vergeblich suchen. Immerhin werden Frauen inzwischen nachdrücklich gefördert. Gerade auch mit diesem Preis. Dass als Patin dieses Preises eine Frau gewählt wurde, die sich recht eindeutig auf den anderen Weg geworfen hat, stimmt traurig.

---

10 „Häufig liest der Professor, während er spricht... Sehr häufig schreibt der Student zugleich, während er hört. Dies sind die Momente, in denen er an der Nabelschnur der Universität hängt...Ein redender Mund und sehr viele Ohren, mit halbsoviel schreibenden Händen - das ist die in Thätigkeit gesetzte Bildungsmaschine der Universität.“ Friedrich Nietzsche, *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, Bd. I, 739-40.



# Gelegenheiten, Auswahlmöglichkeiten und Konsequenzen

## Frauen in norwegischen Vorständen

*Silvija Seres ist Business Managerin von Microsoft in Oslo. Sie hat Informatik in Oslo studiert, ihren PhD in Mathematik in Oxford gemacht und später ihren Master of Business Administration. Dazwischen lagen Forschungsaufenthalte in China und Saudi Arabien. Seit 2009 arbeitet sie als Business Managerin von Microsoft in Oslo. Frau Seres ist Mitglied in mehreren Aufsichtsräten und im Vorstand des Technologierates von Norwegen. Sie gilt als eine der zwölf einflussreichsten Frauen Norwegens.*

Herzlichen Dank für die Einladung zu dieser Preisverleihung. Ich bin sehr stolz darauf, daran teilnehmen zu dürfen. Eine Wissenschaftlerin wie Anne Baillot zu feiern und zu fördern, kann - so denke ich - für andere ambitionierte Frauen ein wichtiger Ansporn sein.

Eingeladen worden bin ich unter anderem, um Ihnen etwas über die norwegischen Bemühungen zu erzählen, Frauen in das Management von Wirtschaftsunternehmen und in die Aufsichtsräte zu bringen, zumal ich eine der Frauen bin, die von diesen Bemühungen profitierten.<sup>1</sup> Durch meinen und den Beitrag von anderen Frauen ist es hoffentlich gelungen, noch zweifelnde Politiker und Manager davon zu überzeugen, dass Vielfalt [Diversity] etwas sehr positives und notwendiges ist - vor allem vor dem Hintergrund der Globalisierung.

Während der vergangenen Jahre hat sich die allgemeine Stimmung in Norwegen hinsichtlich der Thematik Gleichstellung sehr verändert. War das Lager zuvor gespalten in Unterstützer und Kritiker wird inzwischen die sogenannte „positive Diskriminierung“ als notwendig erachtet, um eine bessere Gleichstellung für Frauen in einem akzeptablen Zeitraum zu erreichen.

Zunächst möchte ich Ihnen einige Hintergrundinformationen geben, sowohl über die norwegische Gesellschaft, Wirtschaft und Politik wie auch über meine Person. Anschließend werde ich über einige der Erfahrungen, die in Nor-

---

<sup>1</sup> Anmerkung der Übersetzerin: 2003 wurde in Norwegen ein Gesetz verabschiedet, demzufolge es mindestens 40 Prozent Frauen oder Männer in den Aufsichtsräten geben muss. Bei Nichterfüllung dieser Vorgaben innerhalb einer „Schonfrist“ wurden harte Strafen angedroht bis hin zur gerichtlichen Auflösung des Unternehmens.

wegen gemacht wurden, sprechen: Norwegen ist ein reiches Land. Wir haben weniger als fünf Millionen Einwohnerinnen und Einwohner, die 14größte Ölproduktion der Welt (die viertgrößte Pro-Kopf, nach drei Golfstaaten). Dieses Öl bildet zusammen mit anderen Ressourcen (Gas, Wälder, Mineralien, Wasserkraft, Fischfang) und einer langen Geschichte der Schifffahrt und des internationalen Handels die Grundlage für das wirtschaftlich zweitgesündeste Land der Welt. Gleichzeitig ist die norwegische Gesellschaft hochegalitär und liebenswürdig. Sie verfügt über traditionell starke Frauen und in ihr ist viel Respekt für die Familie vorhanden. Norwegen pflegt ein skandinavisches Wohlstandsmodell mit einer allgemeinen Gesundheitsfürsorge und einem umfangreichen Sozialversicherungssystem. Das norwegische Sozialwesen wird als eines der großzügigsten der Welt beschrieben. Norwegen gilt als eines der demokratischsten Länder der Welt.

Die meisten Frauen in Norwegen arbeiten und haben zugleich Kinder. Das ist das Ergebnis einer langen und konzentrierten politischen Anstrengung. 80% der Frauen arbeiten, Norwegen hat pro Kopf 1,8 Kinder (in Deutschland 1,4). Wir haben in Norwegen ein 100%iges Betreuungsangebot für Kinder, die älter als ein Jahr sind. Auch unsere Arbeitskultur ist sehr familienfreundlich. So wird beispielsweise akzeptiert, dass Menschen mit kleinen Kindern (Männer und Frauen) rechtzeitig nach Hause gehen, um ihre Kinder vor 17 Uhr vom Kindergarten abzuholen (allerdings wird es je nach beruflicher Position erwartet, dass von zu Hause gearbeitet wird, nachdem die Kinder ins Bett gebracht wurden). Die norwegischen Männer sind es gewöhnt, dass sie sich in die Haus- und Kinderarbeit einbringen. Ich habe früher oft einen Witz darüber gemacht, dass norwegische Männer einer der attraktivsten Exportartikel Norwegens sind (allerdings vergesse ich dies zu erwähnen, seitdem ich mit einem norwegischen Mann verheiratet bin).

Doch selbst mit all dem Wohlstand und der Gleichstellung im Alltag waren Frauen in den Geschäftsleitungen oder Aufsichtsräten von norwegischen Unternehmen nicht gleichberechtigt repräsentiert. Frauen hatten vor der Einführung der Quotenregelung lediglich 10% der Managementpositionen inne. Doch seit dem Gesetz zur Regelung der Quotierung besetzen Frauen 40% der Plätze in den Aufsichtsräten. Ist das gut oder schlecht? Ich werde auf diese Frage später noch einmal zurückkommen.

Doch nun einige Worte über mich. Mit Blick auf meine Karriere und meinen kulturellen Hintergrund bin ich eine Art Nomadin. Ich bin 40 Jahre alt,

verheiratet und habe drei Kinder. Meine jüngste Tochter ist Anfang Oktober 2010 geboren worden.<sup>2</sup> Im Moment bin ich im Mutterschutz, der es mir möglich macht, hier bei Ihnen zu sein. Ich bin Ungarin und aufgewachsen im ehemaligen Jugoslawien. Mit 20 Jahren bin ich nach Norwegen gegangen, um Informatik an der Universität von Oslo zu studieren. Nachdem ich einige Jahre als IT Consultant in Norwegen gearbeitet hatte, bin ich nach Oxford gegangen, um dort meinen PhD in Mathematik zu machen. Danach arbeitete ich dort mehr als drei Jahre als Fellow in einem der alten Colleges an der Universität in Oxford. Anschließend war ich im Silikon Valley in den USA innerhalb des Teams tätig, das die Alta Vista Suchmaschine entwickelte. Ich arbeitete als Professorin in Jeddah, Saudi Arabien, und baute dort die erste private Frauenuniversität mit auf. Außerdem forschte ich in Peking an der Chinese Academy of Sciences.

Seit meiner Kindheit war ich davon überzeugt, dass ich mein Berufsleben an einer Universität als Professorin verbringen würde - genauso wie mein Vater. Obwohl ich erfolgreich im „akademischen Paradies“ Oxford gearbeitet und meine Forschungsarbeit in der technologischen Entwicklung sehr geliebt habe, wuchs meine Faszination für den kommerziellen Bereich der fantastischen neuen Technologien. Durch meine unterschiedlichen Projekte habe ich erfahren, dass Menschen, die diese Technologien kreieren, eine andere Sprache sprechen, als diejenigen, die sie verkaufen. Ich wollte diese beiden Bereiche, quasi als Mittlerin, zusammenbringen. Bindeglied zu sein zwischen Technik und Wirtschaft ist nun, wenn Sie so wollen, meine Berufung. Um die Sprache der Wirtschaft besser zu verstehen, schloss ich meinen MBA [Master of Business Administration] an der INSEAD ab.<sup>3</sup> Danach kehrte ich zusammen mit meinem Ehemann nach Norwegen zurück.

Tätig war ich seitdem in einem der aufregendsten Start-Up Unternehmen in Sachen Internet (*Fast Search & Transfer*), das sich auf die Entwicklung von Suchmaschinen spezialisiert hatte. Innerhalb von sieben Jahren vergrößerten wir uns von 120 Angestellten auf 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Schließlich wurden wir vor drei Jahren von Microsoft aufgekauft. Verantwortlich war ich dort für den Aufbau und die Koordination mehrerer Teams, u.a. in den Bereichen Beratung und Marketing.

---

<sup>2</sup> Die Tochter war also zum Zeitpunkt der Preisverleihung gerade zwei Wochen alt.

<sup>3</sup> INSEAD ist eine Wirtschaftshochschule mit einem weltweiten Ruf und vielen Sitzen, u.a. in Frankreich und Singapur.

Mit der Steigerung des Bekanntheitsgrades des Unternehmens *Fast Search & Transfer* in Norwegen und dem Umstand, dass ich eine der wenigen weiblichen Führungskräfte in diesem Unternehmen war, wurde ich zunehmend von anderen Unternehmen im IT Bereich für Vorstands- und Aufsichtsratsaktivitäten angefragt. Auch diese Unternehmen wurden immer erfolgreicher und nach und nach verbreiterten sich meine Aktivitäten hinein in andere Wirtschaftsbereiche. Inzwischen bin ich im Aufsichtsrat von *Statkraft*, einem der größten Energieunternehmen der Welt, und von *Dagbladet*, der zweitgrößten Zeitung in Norwegen.

Doch zurück zu meiner ursprünglichen Frage, nämlich ob die Quote gut oder schlecht ist. Oder zunächst anders: Wie viel von meiner eigenen Karriere hing von der Quote bzw. der norwegischen Wirtschaftskultur im Allgemeinen ab? In Norwegen zu leben und zu arbeiten, hatte meiner Meinung nach einen bedeutenden Einfluss gleichermaßen auf meine Karriere als Führungskraft wie auch als Aufsichtsrätin. Was die Tätigkeit im höheren Management betrifft, ist es wichtig einen Ehemann/Partner und eine Familie zu haben, sowie in einer Gesellschaft zu leben, die eine ehrgeizige Frau unterstützen, sonst reichen weder die Zeit noch die Energie, um Karriere zu machen. Inzwischen bin ich in einer Phase meines Lebens, in der meine drei kleinen Kinder sehr viel Zeit beanspruchen, so dass ich mich entschieden habe, meine Karriere etwas zu verlangsamen. Deswegen musste ich nun nicht gleich meinen Job aufgeben, sondern ich kann in einer Position arbeiten, die weniger Reisen und Abendtermine fordert. In einigen Jahren wird das anders sein, so dass ich wieder eine Position mit anspruchsvolleren Arbeitszeiten ausfüllen kann. Unternehmen, die es Frauen erlauben, in der Karriereplanung mehr auf die unterschiedlichen Bedürfnisse in verschiedenen Lebensphasen Rücksicht zu nehmen, haben eine größere Chance, hochqualifizierte Frauen an sich zu binden. Keinesfalls möchte ich nun allerdings behaupten, dass diese work-life-Balance einfach wäre, sie fordert eine harte Prioritätensetzung; so habe ich beispielsweise kaum Zeit, um Sport zu machen oder Freunde zu sehen.

Selbst mit dieser „light“ Version von Karriereplanung möchten nicht alle Frauen ihre Aufmerksamkeit und Energie zwischen Familie und Beruf aufteilen, sondern sie wollen vielmehr ihre Konzentration voll auf Kinder und Familie richten. Auch das sollte m. E. eine mögliche Alternative sein. Zurzeit haben wir in Norwegen eine Debatte darüber, dass einige Frauen (und auch Männer) diese Alternative wünschen.

Eine weitere Debatte rankt sich rund um das Thema Elternzeit. Frauen werden zehn Monate bezahlt, um mit ihren neugeborenen Kindern zu Hause bleiben zu können. Auch für Väter ist per Gesetz vorgeschrieben, zehn Wochen von dieser Zeit zu nehmen. Einige Familien würden es vorziehen, die Elternzeit so aufteilen zu können, wie sie es für das Beste halten. Das politische Argument für die Einführung des „Zehn-Wochen-Gesetzes“ besteht aber darin, dass die Elternzeit für die Väter wie für den Arbeitgeber als auch für die Gesellschaft akzeptabler wird. Dieser Position kann ich mich nur anschließen. Darüber hinaus profitieren Väter von der Gelegenheit, mit dem Baby allein zu sein ohne die ständige Beobachtung durch die Mütter oder unter deren Regie. Meine eigene familiäre Erfahrung zeigt, dass dies von Anfang an zu einer intensiven Beziehung zwischen meinem Mann und den Kindern geführt hat. Sie entwickeln so ihre eigenen Routinen, Spiele und ihre eigene Kommunikation.

Vielleicht mag hier die Mutter etwas verlieren, aber insgesamt gewinnen die Familie und die Gesellschaft. Ich glaube nicht, dass es dazu Alternativen gibt. Zu Hause zu bleiben, ist sinnvoll sowohl für die Kinder wie für die Familie, aber um die Auswirkungen, die eine längere Tätigkeit als Hausfrau und Mutter auf Gehalt und Karriere hat, wieder rückgängig zu machen, sind viele Anstrengungen nötig. Wir haben einige Beispiele von Frauen in Norwegen, die sich eine fantastische Karriere aufgebaut haben, nachdem sie einige Jahre mit ihren Kindern zu Hause geblieben sind. Aber vermutlich sind diese Frauen Ausnahmen und außergewöhnlich.

Anstelle eines Ausstiegs aus der Berufstätigkeit ziehe ich eine sinnvolle Balance zwischen Familie und Berufstätigkeit vor. Dazu braucht es einen verständnisvollen Arbeitgeber, der es zu schätzen weiß, dass die Unterstützung einer solchen Balance als einer Art langfristiger Investition zur produktiven Arbeit beiträgt. Außerdem erhält eine Firma, die so handelt, eine Reputation als „frauenfreundlicher“ Arbeitsplatz und damit einen vielversprechenden Zugang zu dieser vernachlässigten Hälfte des Talentpools.

Doch sogar in Norwegen müssen sich viele Firmen sehr darum bemühen, Frauen für Positionen im Management zu rekrutieren. Dafür sehe ich zwei Gründe: Einer liegt in dem traditionellen Rollenkonflikt zwischen Mutter und Karrierefrau. Gleichzeitig wird der Kompetenz von Frauen immer noch mit einer generellen Skepsis begegnet. Manchmal fehlt es den Frauen aber einfach auch nur an Selbstvertrauen. In diesem Fall ist das beste Gegenmittel

den Gegenbeweis anzutreten: mit einer guten Ausbildung und einer einschlägigen Berufserfahrung. Ausgesprochen hilfreich ist es, gute Mentoren zu haben, egal ob männlich oder weiblich, die dabei helfen, die richtigen Gelegenheiten für die weitere Entwicklung zu sehen und zu nutzen. An jedem Punkt in meinem Leben, an dem ich einen entscheidenden Wechsel oder Fortschritt gemacht habe, war immer jemand da, der an mich geglaubt hat und mich in die richtige Richtung geschubst hat.

Ich denke, wir müssen konzentrierte Anstrengungen unternehmen. Den Caroline-von-Humboldt-Preis zähle ich dazu. Er ist ausgezeichnet, um talentierte und ehrgeizige Frauen zu unterstützen, ihr Talent und ihren Ehrgeiz zu fördern, sie als positive *role models* aufzubauen und nachhaltige Netzwerke zu etablieren.

Gerade für die Positionen in Aufsichtsräten habe ich keinen Zweifel, dass die Quote manchen Auswahlkommissionen geholfen hat, mich zu finden, so wie andere Frauen auch. Eines der häufigsten Argumente gegen die Quote lautete, dass es nicht genug qualifizierte Frauen gäbe. Wie können die Firmen ihre Aufsichtsratspositionen zu 40% mit Frauen besetzen, wenn nur 4% der Topmanagement-Positionen in den 100 größten Firmen von Frauen besetzt sind? Als Lösung des Problems versuchte man, Frauen mit zwar weniger Erfahrung im Top Management, dafür aber mehr Erfahrung im Bildungsbereich und mit speziellen Erfahrungswerten aus der Industrie zu identifizieren, beispielsweise in bestimmten technologischen oder kulturellen Bereichen. Der Erfolg ist, dass wir nun mehr Vielfalt in den Vorständen aufzuweisen haben, nicht nur im Hinblick auf Mann-Frau, sondern auch in Bezug auf Bildung, Arbeitserfahrung, Internationalität und Alter. Diese Vielfalt trägt durchaus zu einer besseren Kommunikation bei. So übernehme ich beispielsweise oft die Rolle derjenigen, die die strategischen Herausforderungen der Firma thematisiert, die über ihre historischen Wurzeln hinausgewachsen ist.

Seit der Einführung des Gesetzes zur Quotierung gab es etliche Untersuchungen, die zeigen, wie sich diese auf die davon betroffenen Unternehmen auswirkt. Behauptet wird, dass diese Firmen wettbewerbsfähiger geworden sind, weil sie beispielsweise nun auch die andere Hälfte ihrer Kunden ansprechen oder in der mittleren Führungsebene eine gute Entwicklung haben. Das ist nicht zuletzt darauf zurück zu führen, dass Frauen einen anderen Führungsstil haben, der von der Spitze nach unten ausstrahlt; oft schneiden sie aber auch hinsichtlich des Finanzmanagements besser ab. Ich denke, dass

einige dieser Aussagen noch nicht endgültig sind, dafür ist die Zeitspanne zu kurz. Bereits jetzt aber zeigt sich, dass es für diese Firmen kein Problem darstellt mit 40% Frauen in ihrem Vorstand zu „überleben“. Für mich ist dieses Resultat lediglich in einer Hinsicht überraschend: es gibt keine Klagen darüber, dass Frauen nun in den Vorständen sind, und dies nur sieben Jahre nach all den düsteren Prophezeiungen: Das ist inzwischen kein Thema mehr. Und so sollte es auch sein. In dem Moment, in dem wir keine Energie mehr in die Frage nach unserem „Anderssein“ stecken, können wir uns immer mehr und besser in die jeweilige Arbeit einbringen. Damit ist nun die Tür geöffnet für andere talentierte Menschen.

Ich sollte versuchen zusammenzufassen. In Norwegen zu arbeiten, ist ein Privileg für mich. Die norwegische Kultur wie auch zahlreiche „Gender-Diversity“ Gesetze (bspw. das Gesetz zur Quotenregelung) haben mich auf meinem Karriereweg unterstützt. Allerdings weiß ich auch, dass ich für all das, was ich mache, qualifiziert bin. Norwegen profitiert von der wachsenden Vielfalt, die ich und andere Frauen ins Spiel gebracht haben. Diese Vielfalt wäre sicherlich nicht entstanden ohne bewusste politische Bemühungen - einfach auch deswegen, weil Traditionen nie leicht aufgegeben werden.

Darüber hinaus denke ich auch, dass diese Vielfalt ausgeweitet werden sollte, kulturelle Hintergründe und andere demographische Dimensionen berücksichtigen werden sollten. Mein Appell ist also, die Vielfalt weiter auszubauen, zu unterstützen, zu fördern und zu feiern - wie mit dieser Preisverleihung heute Abend.

Noch einmal herzlichen Glückwunsch, Anne!



# Louis de Beausobre und die Berliner Intellektuellennetzwerke im späten 18. Jahrhundert

*Anne Baillot studierte Philosophie an der Universität Paris-X-Nanterre und Germanistik an der École Normale Supérieure de Paris und an den Universitäten Paris-X und Paris-VIII-Saint-Denis. 2002 schloss sie ihre Promotion ab und ist seit 2004 im Emmy Noether-Programm der DFG. Seit 2010 ist sie Nachwuchsgruppenleiterin am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin.*

Die vielschichtige Präsenz Frankreichs im Berlin des 18. Jahrhunderts übte einen entscheidenden Einfluss auf die kulturelle Entwicklung der Hauptstadt Preußens aus. Bekannt dafür sind stark rezipierte „Lichtfiguren“ wie Voltaire oder Friedrich II. Doch spielten auch andere Persönlichkeiten eine wichtige Rolle. Im Zentrum des französisch-preußischen Kulturtransferprozesses und der damit zusammenhängenden Netzwerke standen oft weniger bekannte Mittlerpersönlichkeiten. Ein solcher Mittler war Louis de Beausobre (1730-1783).

Er ist eine der vielen Personen, die im Rahmen des Projektes „Berliner Intellektuelle 1800-1830“ untersucht werden. Sein Nachlass wird digitalisiert, transkribiert, online-ediert – und anhand der Leitfragen des Projektes kommentiert. Welche Rolle Frankreich und die in Berlin lebenden Franzosen bei der Entwicklung der Intellektuellennetzwerke in Berlin am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts spielten, ist dabei eine der zentralen Fragen. Beausobres Briefwechsel erlaubt es, die verschiedenen Ebenen zu lokalisieren, in deren Rahmen der französisch-preußische Kulturtransfer stattfand. Zugleich werden strukturelle Grundlagen für die Weiterentwicklung der Forschung zu den Intellektuellennetzwerken des frühen 19. Jahrhunderts erarbeitet.

1730 als letztgeborener Sohn eines emigrierten reformierten Pfarrers und einer deutschen Pastorentochter in Berlin geboren, nutzte Louis de Beausobre die Gunst, die ihm die Unterstützung seines Vaters bei König Friedrich II. gesichert hatte. Mit dessen finanzieller Hilfe besuchte er nach dem Tod seines Vaters das Französische Gymnasium in Berlin, wo er u.a. Schüler von Jean Henri Samuel Formey<sup>1</sup> war. Daraufhin bildete er sich an der Universität in

---

<sup>1</sup> Jean Henri Samuel Formey (1711 – 1797), Theologe, Philosoph und Historiker war Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaft.

Frankfurt/Oder zum Philosophen aus. Über seine philosophischen Studien berichtete Beausobre in seinen frühen Briefen an Formey:

Herr Baumgarten liest das Naturrecht. Schade, dass er so diffus ist. Wenn er so weiter geht, werden wir zwei Jahre brauchen, um das Ende der Vorlesung zu erreichen. In diesem Semester wird weder Metaphysik noch Physik gelesen. Ich konnte mich nicht entschliessen, Herrn Baumgartens Logik zu hören. Dennoch habe ich mir vorgenommen – um eine Wissenschaft nicht aus dem Blick zu verlieren, ohne deren Hilfe jedes Studium vergeblich ist – das große Werk [Christian] Wolffs mit Gottes Hilfe zu lesen: Würden Sie mir, mein Herr, die Ehre machen, Ihre diesbezüglichen Ratschläge zukommen und von Ihrem Kabinett Lichtstrahlen ausgehen zu lassen, um die Dunkelheit zu beleuchten, in der ich mich befinde[?] <sup>2</sup>

Beausobres Position entwickelte sich während seines Frankfurter Studiums zu der eines aktiven Vermittlers zwischen der französischen und der preußischen Kultur. Der Wechsel in Ton und Inhalt seiner Briefe an Formey vermitteln davon einen guten Eindruck. In einem ersten Schritt klingt es noch so, als würde er seinen ehemaligen Lehrer um intellektuelle Orientierung bitten, wie etwa im Brief vom 24. Mai 1750:

Was meinen Sie, mein Herr, wenn ich mich für einen Moment über metaphysische Subtilitäten mit Ihnen unterhalte? Ob Sie es billigen oder nicht, ich muss doch die Ehre haben, Ihnen einen Zweifel zu unterbreiten, den ich gegen die Beweisführung von Herrn B.[aumgarten] hege, das Prinzip betreffend, dass alles einen Grund hat. Dieser Zweifel schien mir durch die Antwort, die dieser Professor darauf machte, nicht behoben, und noch weniger durch die Antworten anderer Professoren der hiesigen Gegend. [...] Es scheint mir, mein Herr, ein Grundsatzproblem zu geben. Er will beweisen, dass alles einen Grund hat und gleichzeitig sagt er, dass, wenn eine Sache keinen Grund hat, deren Grund das Nichts ist: Wird nicht damit das vorausgesetzt, was bewiesen werden sollte?<sup>3</sup>

---

2 So in einem Brief an Formey vom 29. April 1759. Aus Platzgründen wird im Folgenden auf die Wiedergabe des Wortlauts des Originals verzichtet. Die Übersetzungen stammen von der Autorin. Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz, Fonds Formey, Briefe von Beausobre an Formey, Bl. 5

3 Staatsbibliothek Berlin - PK, Fonds Formey, Briefe von Beausobre an Formey, Bl. 10.

Wenige Zeit später war er schon kein eher passiver Schüler mehr, sondern wirkte aktiv an der Förderung der zutiefst provinziellen Wissenschaft in der Hauptstadt Preußens mit, wie ein Brief an Formey vom Sommer 1750 zeigt:

Sobald ich Ihren lieben Brief erhalten habe, war ich bei den Herren Jablonsky und Baumgarten, die Ihnen hiermit ihre Werke zukommen lassen und Ihnen danken, dass Sie Ihre gelehrte und liebenswürdige Feder darauf anwenden möchten, das Schicksal von zwei ihrer geistigen Kinder zu begünstigen, die beide wohl unvollkommen sind. Die Ästhetik des Herrn B.[aumgarten] wird noch gedruckt; sobald einige Bögen vorhanden sind, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zukommen zu lassen.<sup>4</sup>

Doch damit allein hielt er seine Aufgabe für nicht erledigt, denn im Oktober desselben Jahres erkundigte er sich in einem kurzen Schreiben:

Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Ihnen sage, dass ich staunen muss, dass Sie in Ihrer ausgezeichneten Zeitschrift kein Wort zu Herrn Baumgartens Ästhetik geschrieben haben.<sup>5</sup>

Diese Mittlerfunktion führte er bei seiner Rückkehr nach Berlin weiter. 1752 konnte er während einer Audienz beim König seinen Status als Günstling bestätigen. Dessen rühmte er sich gern in Briefen an seine Verwandten und Freunde. Als er durch den Marquis d'Argens beauftragt wurde, für dessen Frau einen Griechischlehrer zu finden, bat Beausobre einen Sohn von Jablonski, diese Aufgabe zu übernehmen. Die Antwort<sup>6</sup> von Jablonski Junior verweist auf Insider-Informationen, die Beausobre in seiner Korrespondenz nach Frankfurt/Oder weitertrug:

Ich bin Ihnen recht dankbar für die Güte, mit der Sie mir einige Ideen gegeben haben von unterschiedlichen guten Sachen, die Sie in Potsdam beobachtet haben.<sup>7</sup>

---

4 Ebenda, Bl. 13.

5 Ebenda, Bl. 17.

6 Nur im „Fonds Formey“ sind Briefe von Beausobre (in diesem Fall sind auch nur Briefe an Formey) erhalten. Aus Beausobres Nachlass ist nur der „Band II“ erhalten, der ausschließlich die von Beausobre erhaltenen Briefe enthält. In Anlehnung an deren Inhalt kann teilweise rekonstruiert werden, was in Beausobres Gegenbriefen enthalten gewesen sein könnte.

7 Staatsbibliothek Berlin - PK, Nachlass 235 (Beausobre), Bl. 130 (10. Mai 1752).

Der Frankfurter Pfarrer Stosch, mit dem Beausobre lange in enger Verbindung war, schrieb um die gleiche Zeit:

Mit einem spürbaren Vergnügen habe ich durch den Brief, den Sie mir die Ehre gemacht haben mir aus Potsdam zu schicken, von der gnädigen Aufnahme gehört, die Sie bei Seiner Majestät erfahren haben sowie von der Zuneigung, die Sie Ihnen gezeigt hat. [...] Es ist ein sicherer Beweis dafür, wenn Seine Majestät schon beim ersten Treffen Ihre Verdienste anerkannt hat, dass Sie Sie für einen der berühmtesten Höfe Europas bestimmt.<sup>8</sup>

Doch Beausobre blieb nicht lange am Potsdamer Hof. Friedrich schickte ihn für zwei Jahre nach Paris „um seinen Geist zu schmücken, seinen Geschmack zu bilden und seine Kenntnisse zu erweitern“.<sup>9</sup> Dass er dort nur wenig dauerhafte Beziehungen einging, muss nicht verwundern. Die in Preußen gelebte und gepflegte französische Kultur hatte nur noch begrenzt etwas mit der Pariser Kultur um 1750 zu tun. Beausobres Vater und mit ihm jene Menschen, in deren Kreisen Louis aufgewachsen war, hatten Frankreich schon im Jahrhundert zuvor verlassen. Das Paris des Jahres 1752 war und blieb Louis de Beausobre weitestgehend fremd. Auch sein Versuch, deutsches Kulturgut nach Paris zu transportieren, schlug fehl: Seine im *Mercure de France* veröffentlichten *Lettres sur la littérature allemande* wurden so gut wie nicht beachtet.

Als er 1754 nach Berlin zurückkehrte, nahmen ihn sowohl Maupertuis als auch d'Argens in ihre Obhut.<sup>10</sup> Er veröffentlichte sein Meisterwerk *Le pyrrhonisme du Sage* (dt. *Der Pyrrhonismus des Weisen*) 1754<sup>11</sup> und wurde 1755 in die Philosophische Klasse der Akademie aufgenommen, wo er zum Ordentlichen Mitglied ernannt wurde. In der ersten Zeit war er dann unter d'Argens' Verantwortung für die redaktionellen Kleinarbeiten der Edition der *Œuvres du Philosophe de Sanssouci* zuständig. So stand er zwar nicht in unmittelbarer, aber in einer dennoch wirkungsvollen Verbindung mit dem Potsdamer Hof und den engsten Vertrauten des Königs. Die Korrespondenz zwischen d'Argens und Friedrich, die begleitend zur Überarbeitung der *Œuvres du Philosophe de Sanssouci* unter dem Titel *Poésies Diverses* geführt wurde, gibt Ein-

---

8 Staatsbibliothek zu Berlin - PK, NL 235, Bl. 104 (9. Mai 1752).

9 Formey, *Éloge de M. de Beausobre*, S. 53.

10 Ebenda, S. 54.

11 2., verbesserte Auflage 1755 unter dem Titel: *Le pyrrhonisme raisonnable* (dt. *Der vernünftige Pyrrhonismus*).

sicht in Beausobres Rolle. Ende März 1760 schrieb der Marquis d'Argens an den König:

Herr de Beausobre korrigiert Tag und Nacht, denn die Drucker arbeiten pausenlos. [...] Ich flehe Ihre Majestät an, die so viele anderweitige Sorgen hat, sich in diesem Punkte zu beruhigen und mit dem sorgfältigen Eifer des Herrn de Beausobre zu rechnen, der voller guten Willens Ihrer Majestät zu Dienste steht.<sup>12</sup>

Doch die Arbeit von Beausobre stellte den König nicht zufrieden. Er antwortete dem Marquis am 13. April 1760:

Ich bin Ihnen, mein lieber Marquis, in Hinsicht auf mein Buch, das Sie mir geschickt haben, sehr dankbar. Aber ich bin überhaupt nicht mit dem kleinen Beausobre zufrieden, denn die Edition ist gar nicht korrekt, es finden sich die absurdesten Fehler, die zu prüfen sich der kleine Beausobre nicht die Mühe gemacht hat. Es muss zumindest ein Erratum gemacht werden. Es ist doch furchtbar, dass sich in Berlin kein einziger Mann findet, der den gesunden Menschenverstand und die Geduld aufbringen kann, diese Fehler zu verbessern.<sup>13</sup>

Die Schuld für die übrig gebliebenen Fehler schob d'Argens dem Verleger zu.<sup>14</sup> Und so konnte sich der „kleine Beausobre“ - der in der Tat klein und nicht selten kränklich war - die Gunst des Königs erhalten.

Über diese von d'Argens vermittelte Zusammenarbeit hinaus lässt sich eine intellektuelle Nähe zwischen den philosophischen Interessen des Königs und denen von Beausobre feststellen. Dies betrifft in erster Linie die Einstellung gegenüber der Wahrheit und der Wahrheitssuche in Baylescher Tradition.<sup>15</sup>

---

12 Vgl. auch unter dem Datum des 9. Aprils: J.D. E. Preuß, *Oeuvres de Frédéric Le Grand*, Bd. 19, S. 169.

13 Ebenda, S. 172.

14 Vgl. Gerhard Knoll, *D'Argens als Herausgeber von Friedrichs Dichtungen: von den Œuvres du Philosophe de Sans-Souci zu den Poésies diverses*, hg. von Hans-Ulrich Seifert, *Der Marquis d'Argens*, Wiesbaden 2004.

15 Pierre Bayle (1647-1706), französischer Philosoph und Schriftsteller, gilt als eine der zentralen Figuren der Aufklärung. Das von ihm verfasste *Dictionnaire historique et critique* war für Friederich ein wichtiges Referenzwerk. Er ließ davon sogar ein *Abrégé* veröffentlichen, zu dem er selbst das Vorwort verfasste (abgedruckt, übersetzt und kommentiert in: *Friedrich der Große - Philosophische Schriften*, hg. von Anne Baillet und

So vertreten beide einen moderaten Pyrrhonismus, der sich explizit vom radikalen Skeptizismus abgrenzt. Dies veranlasste unter anderem Beausobres Titelwechsel für die zweite Auflage seines Werkes (*Le pyrrhonisme du Sage* wurde *Le pyrrhonisme raisonnable* und knüpfte damit stärker an die aufklärerische denn an die antike Tradition an). Diese offene Ablehnung des radikalen Skeptizismus sollte jedoch nicht die Tatsache verbergen, dass sowohl Beausobre als auch Friedrich den Zweifel in der Tat systematischer einsetzten, als es die Briefe vermuten lassen. Die in diesen Fragen nachweisbare intellektuelle Nähe nimmt bisweilen unerwartete Formen an. Beinahe wortwörtliche Aussagen beider Autoren findet man in den Schriften, in denen sie sich jeweils mit der Kritik des Vorurteils befassen. Auch wenn sich bisher kein konkreter Hinweis dafür finden lässt, dass diese intellektuelle Nähe zu einer persönlichen Nähe beigetragen hätte, war die Übereinstimmung ihrer philosophischen Weltanschauungen für Beausobres Karriere sicherlich förderlich.

Auch wenn er nicht zu den prominentesten Akademie-Mitgliedern und auch nicht zu den regelmäßigen Gästen der Tafelrunde in Sanssouci gehörte, verfügte Beausobre über einen europaweiten Handlungsspielraum. So hatte er z.B. in Paris zu François Vincent Toussaint Kontakte geknüpft. Aus dem gemeinsamen Briefwechsel sind drei Briefe im Nachlass enthalten. Der erste Brief zeigt, dass Beausobre sich bei d'Argens für Toussaint einsetzte. Die französische Rezeption von Beausobres Werk *Le pyrrhonisme du sage* wurde parallel in einem Brief von Toussaint thematisiert. Hier haben wir es also mit einer wechselseitigen Beziehung zu tun: Beide vermittelten dem jeweils anderen wertvolle Informationen. In diesen Briefen ist der Ton ein sehr persönlicher. Beim dritten erhaltenen Brief hat sich der Ton verändert. Nun, da Beausobre zwischenzeitlich Akademie-Mitglied geworden war, wendete sich Toussaint mit konkreteren Anfragen an ihn. Er bat Beausobre darum, dem König bestimmte Persönlichkeiten zu empfehlen und forderte von der Berliner Akademie, sie solle seine neu gegründete Physik-Zeitschrift<sup>16</sup> subscribieren oder zumindest Beiträge dafür liefern.<sup>17</sup>

Seine Position als Mittler zwischen zwei Sprachwelten an der Berliner Akademie wird auch in zwei erhaltenen Briefen von Philipp Joseph de Jariges, dem Sekretär der Akademie der Wissenschaften, deutlich. Dabei kommt Beausobres Rolle bei der Veröffentlichung von Friedrichs Werken erneut zum Aus-

---

Brunhilde Wehinger, Berlin 2007).

16 *Journal de physique*, 1756-1771.

17 Staatsbibliothek zu Berlin - PK, NL 235, Bl. 195.

druck. 1763 deckte Jariges einen Raubdruck von Friedrichs Gedichten auf. In seinem zugehörigen Brief bat er Beausobre das Werk einstampfen zu lassen und den entsprechenden Beschluss ins Französische zu übersetzen - mit der Erklärung: „Sie wissen, dass ich nur Deutsch spreche und schreibe.“<sup>18</sup> Man kann sich vorstellen, welche Umstände diese Unkenntnis für den Sekretär einer offiziell französischsprachigen Akademie bedeuten konnte – und wie wichtig tatsächlich die zweisprachigen Mitglieder waren, damit die Akademie als Institution funktionieren konnte.

Aber Beausobre unterhielt auch regelmäßig Briefkontakte mit den Frankfurter Freunden und Lehrern seiner Jugendzeit sowie mit verwandten reformierten Familien: Diese Briefwechsel, viel mehr noch als die wenig gepflegten Kontakte nach Paris oder die formell gehaltene Korrespondenz mit prominenten deutschen Gelehrten stellen die Basis seiner Netzwerke dar. Beausobre vermittelte zwischen Potsdam, Berlin und Paris. In der Praxis waren es aber eher die solideren Freundschaften, die meist im Kontext der hugenottischen Gemeinschaft entstanden sind, auf die er sich berief und die seine aktiven Netzwerke konstituierten. Dies lässt sich an der Struktur des Nachlasses schön nachweisen: Die 58 Briefe an Adolf Friedrich von Buch, preußischer Gesandter am sächsischen Hof machen den größten Teil der erhaltenen Briefe aus, gefolgt von den Briefen von Pfarrer Stosch und von Beausobres Verwandten. Ein Blick in den Inhalt der Briefe zeigt, wie wichtig in diesen Briefwechseln der Informationsaustausch – ob politisch, literarisch oder gar persönlich – auf beiden Seiten der Korrespondenz war. Dies machte Beausobre nicht zur Ausnahme, sondern vielmehr zum typischen Vertreter der Berliner *Lumières*.

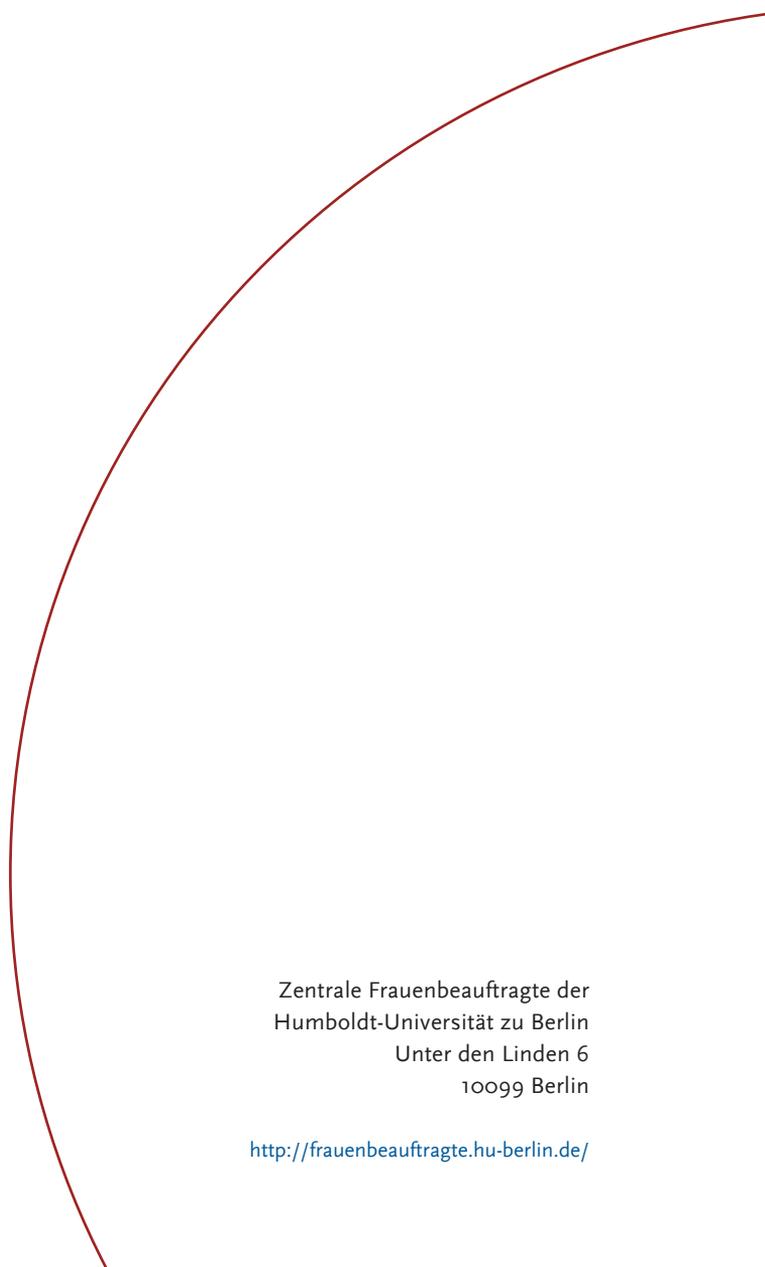
Mit der Jahrhundertwende um 1800 nahm – vor allem mit den Napoleonischen Kriegen – die Politisierung des öffentlichen Lebens zu. Die Zeitschriften und Lesegesellschaften, die sich in der Aufklärungszeit vervielfacht hatten, entwickelten sich von literarischen bzw. wissenschaftlichen Austauschorten zu politischen Foren. Bei aller Nähe mit den aufklärerischen Geselligkeits- und Netzwerkstrukturen änderten sich damit Kommunikations- und Vernetzungsstrategien. Der Intellektuellenbegriff, der dem Projekt „Berliner Intellektuelle 1800-1830“ zugrunde liegt, stellt diese Politisierung der Öffentlichkeit in den Mittelpunkt. Als Intellektuelle werden jene Gelehrten bezeichnet, die sich auf die Ebene der öffentlichen Debatte begaben und ihre politische Einstellung bekannt machten. Dabei rücken Persönlichkeiten aus der Akademie der

---

18 Staatsbibliothek zu Berlin - PK, NL 235, Bl. 165.

Wissenschaften, Schriftsteller, Journalisten und Verleger in den Fokus – aber auch Persönlichkeiten, die an der Gründung und Entwicklung der Berliner Universität beteiligt waren. So geht es in diesem Projekt auch darum, die wissenschaftspolitischen Leistungen dieser Generation von jungen Dozenten zu untersuchen, welche in Kriegszeiten die institutionellen Grundlagen der heutigen Humboldt-Universität geschaffen haben.





Zentrale Frauenbeauftragte der  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Unter den Linden 6  
10099 Berlin

<http://frauenbeauftragte.hu-berlin.de/>